

Thorner Presse.



Abonnementspreis

für Thorn und Vorstädte frei ins Haus: vierteljährlich 2 Mark, monatlich 67 Pfennig pränumerando;
für auswärtig frei per Post: bei allen Kaiserl. Postanstalten vierteljährlich 2 Mark.

Ausgabe

täglich 6¹/₂ Uhr abends mit Ausschluß der Sonn- und Feiertage.

Redaktion und Expedition:

Katharinenstr. 1.

Fernsprech-Anschluß Nr. 57.

Insertionspreis

für die Spaltzeile oder deren Raum 10 Pfennig. Inserate werden angenommen in der Expedition Thorn Katharinenstr. 1, Annoncen-Expedition „Invalidendank“ in Berlin, Haasenfein u. Vogler in Berlin und Königsberg, M. Dufes in Wien, sowie von allen anderen Annoncen-Expeditionen des In- und Auslandes. Annahme der Inserate für die nächstfolgende Nummer bis 1 Uhr mittags.

Nro. 191.

Mittwoch den 16. August 1893.

XI. Jahrg.

„Verpreuung“.

Die süddeutsche Demokratie ist über die Nachricht außer sich, daß ein preussisches Feldartilleriebataillon nach Württemberg, und zwar in die Festung Ulm verlegt werden soll. Es werden daran die mißliebigen Bemerkungen über die fortschreitende „Verpreuung“ Württembergs und Süddeutschlands geknüpft und dabei neue Beweise der Abneigung gegen Preußen an den Tag gelegt.

Man glaubt sich beinahe in die Zeiten des alten Bundes tags zurückversetzt, wenn man sieht, mit welchem Ingrimm über „Preußen“ hergefallen wird. In den mehr als zwanzig Jahren der nationalen Zusammengehörigkeit mußten doch wirklich nüchtern und ruhig denkende Leute davon überzeugt worden sein, daß die früher herrschende Abneigung gegen Preußen ein Wahngelbde war und jetzt jedenfalls in keiner Weise irgendwie gründet werden kann. Was hat man diesem „Militärstaat“ früher alles vorgeworfen, wie sehr hat man die Abneigung gegen „Preußen“ großziehen gewußt! Das war zu einer Zeit, als das neue deutsche Reich noch nicht bestand, wo man von der Stellung, der Politik und den nationalen Zielen Preußens noch keine Kenntniß hatte und sich nur ganz unklare Vorstellungen davon machte. Seit der Errichtung des Reichs und seitdem klar geworden, daß Preußen keine einseitigen preussischen Interessen über seine engeren Grenzen hinaus verfolgt, sondern außerhalb dieser Grenzen nur deutsche Interessen vertritt und schützt, ist jeder Vorwurf, der etwa gegen eine Erweiterung des politischen Einflusses Preußens innerhalb Deutschlands gegenüber den übrigen Bundesstaaten gerichtet wäre, völlig haltlos.

Wenn irgend etwas das Nichtvorhandensein solcher Bestrebungen beweist, so ist es die Thatsache der zwischen den Bundesstaaten herrschenden unbedingten Harmonie. Diese ist oft, und nicht mit Unrecht, als das festeste Bollwerk der Einheit Deutschlands bezeichnet worden, und hieran hat sich bis auf den heutigen Tag nichts geändert und wird sich auch, so Gott will, nichts ändern, weil alle Theile die Nothwendigkeit dieser Einheit erkennen.

Ist diese Harmonie nun etwa dadurch gestört worden, daß ein preussisches Feldartilleriebataillon nach Ulm verlegt wird? Ulm ist Reichsfestung, und wenn ein preussisches Bataillon — bei dem Mangel eines württembergischen — dahin verlegt wird, so geschieht dies im Interesse des gemeinsamen Vaterlandes und so geschieht auch vollkommen der zwischen Preußen und Württemberg abgeschlossenen Militärkonvention. In dieser heißt es im Artikel 4:

Unbeschadet der dem Bundesfeldherrn (dem Kaiser also) gemäß der Bundesverfassung zustehenden Rechte der Disposition über alle Bundesregimente und ihrer Dislocation soll für die Dauer friedlicher Verhältnisse das württembergische Armeekorps in seinem Verband und in seiner Gliederung erhalten bleiben und im eigenen Lande bislocirt sein; eine hiervon abweichende Anordnung des Bundesfeldherrn, sowie die Dislocation anderer deutscher Truppentheile in das Königreich Württemberg soll in friedlichen Zeiten nur mit Zustimmung Sr. Majestät des Königs von Württemberg erfolgen, sofern es sich nicht um Befehle süddeutscher oder westdeutscher Festungen handelt.

Also selbst wenn der König von Württemberg nicht zugestimmt hätte, was er aber gethan hat, so würde hiernach die Dislocation eines preussischen Truppentheils in das Königreich

Württemberg, da es sich um Befehle einer Festung handelt, keinem Bedenken unterliegen können. Eine Bestreitung dieses Rechts des Bundesfeldherrn ist somit offenbar eine Nichtbeachtung vertragmäßiger Bestimmungen, die ein Stein in dem ganzen Gebäude der nationalen Einheit sind, und somit eine Verkennung des nationalen Interesses. Eine derartige Nichtbeachtung läßt sich indes erfreulicherweise doch nur die süddeutsche demokratische Presse, die dabei allerdings von der norddeutschen freisinnigen Presse unterstützt wird, zu Schulden kommen; irgend einer anderen Seite ist ein solcher Vorwurf nicht zu machen, insbesondere haben die nationalen württembergischen Blätter sofort die Berechtigung und Zweckdienlichkeit der Maßregel, die sich eben aus der Thatsache erklärt, daß Württemberg nicht über die zur Befehle der Festung Ulm erforderliche Truppenzahl verfügt, anerkannt.

Der nationale Sinn Süddeutschlands ist über allen Zweifel erhaben; die engstirnige, nicht nationale Gesinnung der süddeutschen Demokratie und ihrer norddeutschen Brüder erscheint in diesem Verzuge, sich über vertragmäßige Bestimmungen hinwegzusetzen und somit die nationalen Interessen zu schädigen, in um so eigentümlicherer Beleuchtung. Aber der früher oft gehörte und wirksame Schreikruf „Verpreuung“ wird sicherlich an der nationalen Gesinnung Württembergs jetzt völlig wirkungslos verhallen und nur diejenigen brandmarken, von denen er ausgeht: denn er bedeutet eine Verletzung des nationalen Interesses.

Politische Tageschau.

Die Mittheilungen der „Frankf. Ztg.“ über die Reichssteuerpläne scheinen sich nicht in allen Punkten zu bestätigen. So wird von einer der bayerischen Finanzminister nahe stehenden Seite die Meldung bestritten, daß der Tabakzoll um 45 Mark herabgesetzt werden soll. Vorläufig sei nur eine Ermäßigung der Inlandssteuer in Aussicht genommen. Ferner theilt die in Mannheim erscheinende „Bad. Corr.“ in einem offiziellen Artikel mit, von Deckungsmitteln seien in erster Reihe vorgesehener eine Erhöhung der Stempelsteuer und der Zölle sowie die Einführung der Tabakfabriksteuer unter Schonung der kleinen Betriebe. Die Frage der Besteuerung des Weins durch das Reich sei einer in Berlin stattfindenden Konferenz vorbehalten. Darnach scheint man in Bezug auf letztere Steuer noch keinen festen Plan zu haben.

Wie sehr sich die russische Regierung verrechnet hat, wenn sie meinte, daß infolge des Zollkrieges gegen das deutsche Reich der Roggenpreis in Deutschland so steigen würde, daß daraus Schwierigkeiten für die Volksernährung entstehen müßten, zeigt ein Vergleich der Berliner Notirungen in den Monaten Juni, Juli und August. Am 13. v. Mts. wurde der russische Maximaltarif veröffentlicht. Bis dahin herrschte in weiten Kreisen die Ueberzeugung, daß es demnächst zu einem deutsch-russischen Handelsvertrag kommen werde. Am 10. Juni stand Roggen an der Berliner Produktendörse 146,5 Mk., am 1. v. Mts. noch 144, aber am 15. v. Mts., als die Möglichkeit eines deutsch-russischen Zollkrieges schon sehr nahe gerückt war, 143 Mk., um dann unmittelbar vor dem Ausbruch des Zollkrieges, am 29. v. Mts., wieder auf 146 zu steigen. Aber in diesem Monat

„Ein Einbrecher und Dieb,“ wiederholte Jobst mit schneidender Stimme. „Ein Kerl, der seinen eigenen Vater bestohlen hat. Pfui über Dich, Du stolze Klosterbäuerin!“

Frieda bebt an ganzen Körper.
„Gelder Wicht,“ brachte sie mühsam hervor, „hast Du nichts weiter zu thun, als über Lügen und Gemeinheit zu sinnen?“

„Ich lüge nicht,“ rief Jobst dazwischen, doch die Klosterbäuerin beachtete in ihrer namenlosen Erregung den Einwurf nicht, sondern fuhr bebend fort:

„Ueber mein Haupt kannst Du Deinen Geißel ergießen, ich bin gefeit gegen Dein Gift. Aber dem Toni gegenüber dulde ich keine Lästerung, und deshalb ist es jetzt erst recht zwischen mir und Dir aus . . . aus . . . für ewige Zeiten! Hin aus, dort ist die Thür, Du Ströck!“

Die Klosterbäuerin stand hoch aufgerichtet da, wie eine in Fleisch und Blut übergegangene Themis.

Jobst wich ihrem flammenden Blicke aus, verblieb aber ruhig auf seinem Plage, und that es auch, als ihn die Schwägerin zum zweiten Male aufforderte, das Zimmer zu räumen.

„Daß Du meinen Worten nicht glaubst,“ erwiderte er achselzuckend, „kann ich Dir, wie die Dinge nun einmal stehen, nicht verdenken. Es muß Dir ja ins Herz schneiden, wenn Du hörst, daß Dein Liebster mit dem verhassten Schwager auf gleicher Stufe steht.“

Frieda ballte die Hände.
„Daß ich diesmal aber die Wahrheit gesprochen,“ fuhr Jobst unbesorgt fort, „davon kannst Du Dich leicht überzeugen.“

Brauchst nur irgend Jemand nach Gelsdöfen hinüber zu schicken; dort pfeifen's die Spaken von den Dächern was Dein vielgerühmter Toni gethan hat.“

Die Klosterbäuerin ließ die erhobenen Hände sinken. Sie schloß die Augen, während ihre Brust sich krampfhaft hob und senkte. —

trat wieder ein beständiger Rückgang ein und am Freitag hatte Roggen mit 139 Mk. den tiefsten Preisstand seit drei Monaten erreicht.

Die mit Sicherheit zu erwartende Ausdehnung der deutschen Zuschlagszölle auf die aus Finnland kommenden Waaren ist deshalb noch nicht verfügt worden, weil die betreffende kaiserliche Verfügung zuvor der Zustimmung des Bundesraths bedarf, die augenblicklich wegen der Ferien dieser Körperschaft auf dem Wege der Umfragen bei den einzelnen Regierungen erlangt werden muß. Daß sie erteilt werden wird, steht außer Frage, es handelt sich dabei nur um eine Förmlichkeit, nach deren Erledigung die Bekanntmachung der betreffenden kaiserl. Verordnung alsbald zu erwarten ist.

Der Papst hat an den Erzbischof von Bourdeaux ein Schreiben gerichtet, in welchem die Franzosen zur Eintracht ermahnt und aufgefordert werden, die bestehende Verfassung anzuerkennen und diese zu beobachten. Der Papst tadelt nachdrücklich die vorgeblich katholischen Schriftsteller, welche kirchliche Würdenträger angriffen und sich das Recht anmaßten, gegen die Unterweisungen des Papstes zu schreiben.

Die Wahlbewegung wählt, wie es scheint, in Paris die rohesten Leidenschaften auf. Prügeleien in den Wahlversammlungen sind an der Tagesordnung; so erhielt vorgestern der bisherige Deputirte Robert Mitchell eine schwere Verwundung durch einen Stockhieb. In loserem Zusammenhang mit der Wahlbewegung steht der auf den ehemaligen Minister und radikalen Deputirten Lockroy verübte Mordanschlag. Gerade als Lockroy die Treppe zum Versammlungslokal hinansteigen wollte, wurde er von einem Individuum um 10 Frankes angebettelt, das dann sofort auf Lockroy seinen Revolver abfeuerte und Lockroy in die linke Brust traf. Lockroy wurde ohnmächtig fortgetragen; die Verwundung soll jedoch ungefährlich sein. Der verhaftete Attentäter, ein Rutscher Moore, wird als geistesgestört bezeichnet und hat sich auf sozialistischen Versammlungen wiederholt durch seine überschwänglichen Redereien, die er bruden ließ und gratis vertheilte, bemerkbar gemacht.

Der französische Ministerpräsident Dupuy, welcher am Sonnabend Vormittag in Puy eingetroffen war, hielt bei einem Wahlbanket eine mit lebhaftem Beifall aufgenommene Rede. Er hob dabei die Nothwendigkeit hervor, die Frage der Vereinheitlichung zu regeln und die Arbeiter-Gesetzgebung zu reformiren. Weiterhin sprach er von den Allianzen, betonte ihre Anhänglichkeit an die Republik, welche alle offen stehe, und hieß sie willkommen, falls sie weber aus Interesse noch aus Eigenliebe handelten. Dupuy fügte hinzu, Frankreich müsse durch seine politische Einheit seine territoriale Einheit konsolidiren, welche die Stärke und Zuversicht des Landes bilde. Die Würde und Größe Frankreichs seien das einzige Ziel aller Gedanken. Schließlich wies Dupuy auf den diplomatischen Erfolg der Regierung in der flamenischen Angelegenheit hin. Die Rede ist, wie gemeldet wird, allgemein mit großer Befriedigung aufgenommen worden.

Die Denkschrift des russischen Finanzministers Witte über die Handelsvertrags-Verhandlungen zwischen Deutschland und Rußland ist nunmehr veröffentlicht worden. Die Ausführungen des sehr umfangreichen Aktenstückes entsprechen im Wesentlichen dem Auszuge, den die

„Ich wäre ja ein Thor,“ sprach Jobst weiter, „wenn ich Dich jetzt belügen wollte. Bin ich nicht Deiner Gnade anheimgegeben, trotz der Klausel im Testament? Also sei vernünftig und höre mich an. Ueberzeuge Dich davon, daß ich von dem Toni nur das gesagt, was in aller Leute Munde ist, so sei gegen mich wenigstens auch nachsichtig. Sieh mir eine Summe Gelbes, daß ich mich selbständig machen kann, ich versichte dagegen auf das Recht, das mir das Testament meines Bruders zuerkennt. Weiter verlange ich nichts . . . Das heißt,“ fügte er, sich befinnend, hinzu, „den bewußten Trank müßtest Du mir freilich ausklammern, und außerdem mir noch dafür einsetzen, daß die zwei mir unbekanntem Zeugen nicht früher oder später einmal gegen mich auftreten.“

Nach diesen Worten setzte er seine Mütze auf und ging nach der Thür.

„Morgen komme ich wieder,“ sagte er von dort aus, „bis dahin wirst Du Dich wohl von der Wahrheit meiner Aussage überzeugen haben. Dann können wir unser Geschäft in Ordnung bringen, und ich werde Dich nie wieder belästigen.“

Jobst hatte schon längst die Stube verlassen, aber die Klosterbäuerin stand noch immer in der Nähe des Ofens wie festgebannt, den Blick stier vor sich hingestarrt. Es war ihr so leer und öde im Kopf, sie vermochte nicht zu denken. Dieb und Einbrecher waren die einzigen Worte, die ihre bleichen Lippen zu stammeln vermochten. Im Herzen empfand sie einen Schmerz, wie nie zuvor. Sie hatte ihren Gatten gern gehabt und heiße Thränen an seinem Sarg geweint. Aber so tief hatte der Schmerz nicht in ihre Seele eingegriffen, wie es jetzt der Fall war. Sie bedeckte die Augen und lächelte laut. Wie im Traum schlich sie zum Fenster. Dort fiel ihr Blick auf den Stuckrahmen und die angefangene Arbeit. Sie sank auf den Stuhl und weinte. Mit den Thränen kamen ihr die Gedanken wieder. Sie schalt sich eine Thörin und machte sich heftige Vorwürfe, einem verworrenen Subjekt wie Jobst auch nur einen Augenblick geglaubt zu

Die Klosterbäuerin.

Erzählung von Oskar Höcker.

(Nachdruck verboten.)

(10. Fortsetzung)

Er überlegte rasch, was zu thun sei. Das Gewissen schlug ihm nicht. Dazu war er ein zu hartgesottener Sünder. Hatte er doch damals, als er die Schwägerin aus dem Wege schaffen wollte, nur Aerger über das Mißlingen seiner That empfunden. Daß die Schwägerin von seiner verbrecherischen Absicht inzwischen Kenntniß erhalten, das freilich ahnte er nicht, und dieser Umstand durchkreuzte nunmehr seine Pläne.

„Nun gut,“ sagte er nach einer Weile trockig, „so will ich Dich in Ruhe lassen. Aber abfinden muß Du Dich mit mir, das ist nur recht und billig.“

„So? wirklich?“ versetzte spöttisch die Klosterbäuerin. „Beißt ein Giftmischer noch Rechte?“

„Wenn's dem Menschen nicht nach Willen geht, greift er in seiner Verzweiflung nach jedem Mittel,“ gab Jobst trockig zurück. Gleichzeitig leuchtete es aber in seinen Augen hämisch auf. „Der eine mißt einen Trank, der andere bricht ein und stiehlt.“

„Mit Verbrechern habe ich aber nichts zu thun,“ erwiderte die Klosterbäuerin energisch.

„Ach, was du sagst!“ frohlockte Jobst, denn jetzt hatte er die Schwägerin, wo er sie haben wollte. „Aber Ausnahmen gelten bei Dir doch, Du kluges Weib.“

„Ich verstehe Dich nicht.“

„Sollt mich gleich verstehen, mich, den Bruder Deines Mannes, dem Du so unendlich viel verdankst, weil Du von Haus und Hof, so er . . . na ja, weil er Dich gern fast immerdar hat aus den Augen haben wollen. Aber einen fremden, hergelaufenen Burchen giebst Du Obdach und schenkst ihn dein Herz, trotzdem er ein Einbrecher und Dieb ist.“

Die Klosterbäuerin schrie auf.

